

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Des Lahrer hinkenden Boten neuer historischer Kalender für den Bürger und Landmann

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1814-1994

Aläddin, der Redliche

urn:nbn:de:bsz:31-62031

Aläddin, der Redliche.

Aläddin, ein reicher Kaufherr in Kairo, verlor durch Betrug und Unglück im Handel in kurzer Zeit sein ganzes Vermögen und starb bald darauf vor Gram über diesen Verlust, der ihn mit seiner zahlreichen Familie in Elend und Dürftigkeit gebracht hatte. Sein ältester Sohn, Aläddin, hätte jetzt so gern für seine tief gebeugte Mutter und Geschwister gesorgt; allein er war noch nicht einmal achtzehn Jahre alt und kein Kaufmann wollte den Armen und Verlassenen als Gehülfe in seine Handlung nehmen, die er von seinem Vater gelernt hatte. „Ich kann Dir hier nichts weiter nützen“ sagte er daher, nach vielen vergeblichen Bemühungen um ein Unterkommen, eines Tages zu seiner Mutter; „ich will in die Fremde, wo vielleicht ein besseres Schicksal auf mich wartet. Finde ich mein Brod und verdiene etwas, so sei gewiß, daß ich es mit Dir und meinen Geschwistern theilen werde.“ Er nahm von den Seinigen Abschied, schlug sich zu einer Karawane, die nach Sez 303 und kam nach zwei Tagen in dieser Stadt am rothen Meere an.

Die Reisenden zerstreuten sich, und gingen ihren Geschäften nach; er aber, der nichts zu besorgen hatte, schlich traurig am Ufer des Meeres auf und nieder. Eine Menge Kaufleute aus Mekka und Medina, aus Indien und China schifften ihre Waaren hier ein. Der ganze Hafen war mit Schiffen angefüllt, von denen der größte Theil jeden Augenblick abfahren konnte; das Ufer wimmelte von Matrosen und Lastträgern. Alles war in Bewegung und Arbeit; nur Aläddin ging müßig, unbekannt und hungrig umher, ohne zu wissen, an wen er sich wenden sollte.

„Vor wenigen Jahren landeten hier auch die Schiffe meines Vaters, die schwer beladen mit allerlei Waaren aus Indien kamen,“ dachte er und sah wehmüßig vor sich hin, als ein fremder Kaufmann zu ihm trat, und ihn anredete: „Mein Sohn, darf ich nach deinem Namen und nach deinen Geschäften fragen?“ „Herr,“ antwortete der Jüngling, „Ich heiße Aläddin; Geschäfte habe ich hier nicht zu besorgen; Unglück und Noth haben mich in
Hinf. Bote 1839.

diese Stadt geführt, ich hege aber das Vertrauen, daß Gott das Herz irgend eines wohlthätigen Mannes rühren werde, der mich vielleicht in ein fremdes Land mitnimmt, wo auch ich einen der tausend Wege zum Glück finden werde, die die Vorsehung den Redlichen immer zeigt.“

„Ich reise nach Dschidda,“ sprach der Fremde, „und da ich mein 8 Alters wegen einen Bedienten suche, der mich bis dorthin begleiten soll, so kannst du mit mir gehen, wenn du diese Stelle annehmen willst. Ich gebe jeden Tag einen Piaster, zahle dir aber deinen Lohn erst aus, wenn wir an Ort und Stelle gekommen sind.“

Aläddin küßte ihm die Hände, und nahm sein Anerbieten mit Freuden an. Sie schifften sich soosleich ein; die Anker wurden gelichtet, das Schiff stach in die hohe See und ein günstiger Wind führte es innerhalb 24 Tagen nach dem bestimmten Hafen.

Aläddin hatte sich während der Reise sehr wohl verhalten und sein Herr zahlte ihm, als sie ans Land traten die 24 Piaster. „Mein Sohn,“ sagte er, „da ist, was ich dir für deine Dienste schuldig bin. Allein ich darf es dabei nicht bewenden lassen; hier hast du noch 10 Piaster, du hast sie verdient durch deine Pünktlichkeit und deinen Eifer, mit welchem du deine Pflichten erfüllt und allen meinen Wünschen stets zuvorgekommen bist.“ Er schenkte ihm darauf noch ein neues Kleid und als Aläddin um seine weiterrn Befehle bat, so reichte er ihm die Hand und sprach: „Ich bedarf deiner nun nicht weiter, mein Sohn, gehe hin in Friede.“

Herr,“ sagte Aläddin, „so betet wenigstens für mich!“ Er wollte noch weiter reden; allein die Stimme versagte ihm den Dienst. Mit Thränen in den Augen wandte er sich nach der Stadt, abermals ohne zu wissen, was er nun anfangen sollte.

Er ging in den Straßen hin und her, bis es Abend wurde und er eine Herberge suchen mußte. Er fand sie, aber eine geringe Mahlzeit und eine dürftige Lagerstätte kosteten täglich zwei Piaster. Sein Geld nahm daher sichtlich ab und nach fünf kurzen Tagen sah er, daß ihm leider kaum die Hälfte noch übrig geblieben war. Umsonst ging er alle Tage zwei bis dreimal

an den Hafen, war aber nie so glücklich, einen Menschen zu finden, der seine Dienste begehrt hätte.

So war er auch am sechsten Tage zweimal vergebens dort gewesen und kehrte eben in stiller Traurigkeit wieder zurück, als er nicht weit von der Stadt einen Beutel auf dem Wege liegen sah. Er hob ihn auf und verbarg ihn in seinem Busen. Niemand hatte ihn bemerkt und der Beutel war schwer. „Nun ist mir auf einmal geholfen!“ sagte er vor sich hin und wollte eben den Inhalt des Beutels untersuchen, als ihm ein Ausrufer begegnete, der laut verkündete: „Ihr redlichen und gottesfürchtigen Leute! Wer von euch einen Beutel mit tausend Zechinen gefunden hat und denselben an den Eigentümer zurückgibt, der soll hundert Zechinen zur Belohnung empfangen!“ „Hundert Zechinen,“ dachte Mäddin, „die ich rechtmäßig besitze, sind mir lieber, als tausend gestohlene. Unrecht Gut gedeihet nicht! Wer weiß, ob ich mich nicht in das größte Unglück stürze, wenn ich den Beutel verheimliche! Nein, eine solche Schuld mag ich nicht auf mich laden!“ Er fragte also: „Wer ist der Mann, der den Beutel verloren hat?“ „Warum fragst du danach?“ antwortete der Ausrufer. „Der Beutel ist gefunden,“ fuhr Mäddin fort, „Wenn der Herr, der ihn verloren, sein Recht dazu nachweisen kann, so ist man bereit, ihm sein Eigenthum zurückzugeben.“ „Wahrlich,“ sagten die Umstehenden, als Mäddin mit dem Ausrufer fortging, „das ist ein Mensch, wie es wenige gibt; solche Redlichkeit ist jetzt selten!“

Der Ausrufer führte ihn in ein großes Haus und hier in ein kleines Zimmer, wo ein langer, bagerer Mann an einem Arbeitstische saß und allerlei Rechnungen durchblätterte. „Herr,“ sagte der Ausrufer, „hier ist Der, der den Beutel gefunden hat.“ Der Alte drehte sich bei diesen Worten langsam um, sah den Jüngling mit großen Augen an und fragte, ob es wahr sei, daß er den Beutel gefunden habe. „Ja Herr,“ sagte Mäddin. „So verlangst du vielleicht,“ fuhr der Alte fort, „daß ich dir angeben soll, mit welchem Siegel der Beutel verschlossen

ist?“ „Nein, Herr,“ antwortete Mäddin lebhaft, „das verlange ich nicht. Ein so ehrwürdiger Mann, wie ihr seid, kann nicht betrügen; hier ist der Beutel!“ „Gott wird dir's vergelten, mein Sohn,“ sagte der Alte, legte den Beutel neben sich und blätterte in seinen Rechnungen fort. Mäddin blieb schweigend stehen, bis der Alte von ungefähr wieder aufsaß und fragte, auf was er noch warte.

„Herr,“ sagte Mäddin „der Ausrufer hat Demjenigen, der dir den Beutel wiederbringen würde, hundert Zechinen versprochen; ich warte darauf, daß du dein Versprechen erfüllen wirst, denn ich bin sehr arm.“

„Das ist billig, mein Sohn,“ antwortete der Alte. „Der Beutel mit den 1000 Zechinen gehört aber einer verarmten Familie und ist ihr ganzer Reichtum. Wolltest du da nicht mit der Hälfte des Versprochenen zufrieden sein?“

„Auch das,“ sagte Mäddin; „ich nehme sie an.“

Anstatt sie auszuzahlen, las der alte in seinen Rechnungen weiter. „Ich sehe aus diesen Papieren,“ fing er nach einiger Zeit wieder an, „daß das Geld, welches du gefunden hast, unmündigen Kindern gehört, die noch dazu die Schulden ihres Vaters bezahlen müssen, wodurch ihnen nur die Hälfte ihres Vermögens übrig bleibt. Wolltest du daher nicht mit zehn Zechinen zufrieden sein, mein Sohn?“

„Nun gut,“ sagte Mäddin, „ich bin zufrieden.“

Der Alte nahm eine andere Rechnung zur Hand und las weiter. „Ich rechne eben aus,“ fing er nachher wieder an, „daß du, wenn jedes von den fünf Unmündigen hundert Zechinen bekommen soll, was gewiß sehr wenig ist für eine arme Waise, nur eine einzige Zechine erhalten kannst. Wolltest du dich wohl damit begnügen lassen, mein Sohn?“

„Nun wohl,“ sagte Mäddin, „ich lasse mich begnügen.“

Der Alte blieb ruhig sitzen, strich sich den Bart, sah an die Decke seines Zimmers und sagte: „Nein, nein, daß ich so vergesslich bin! Da fällt mir eben ein, daß auch der Herold eine Zechine bekommt. Woll-

reißt du ihm die beinige wohl abtreten, mein Sohn, und dich blos mit dem Bewußtsein deiner edlen That begnügen?“

„Es ist so,“ sagte Mäddin; „wie müßte ich denn thun, wenn ich den Beutel nicht gefunden hätte?“ „Webe bin in Frieden, edler Jüngling,“ sagte der Alte, stand auf und legte seine rechte Hand auf Mäddins Haupt; „bewahre diese Gesinnung, so wird es dir überall wohlgehen.“

Mäddin ging so veranlaßt fort, als ob ihm der Beutel mit den tausend Zechinen geschenkt worden wäre. Er kam in die Herberge zurück, und ließ sich für einen von seinen letzten Pfannern etwas zu essen geben, ohne daran zu denken, wie viel Geld er auf einmal verschrenkt habe. „Ich bin gesund und in einem fremden Lande,“ sprach er, „warum sollte ich mich schämen, um Tagelohn zu arbeiten, wenn mir nichts Besseres übrig bleibt?“ Allein es war ihm schon ein besseres Schicksal zugebracht. Der Fremde der ihn von Suez mitgenommen hatte, war ein reicher Kaufmann aus Indien, Namens Omas. Er hatte den Jüngling sogleich liebgewonnen und den Entschluß gefaßt, sich seiner anzunehmen, wenn er es verdienen würde. Um ihn auf die Probe zu stellen, hatte er durch einen seiner Sklaven den Beutel auf den Weg legen lassen, den Mäddin täglich zu gewissen Stunden nach dem Hafen ging. Der lange, bagere Mann war sein getreuer Diener Halil, der Aufseher und Verwalter eines großen Waarenlagers, welches er in dieser Stadt besaß. Omas selbst hatte, ohne daß er gesehen werden konnte, das edle und großmüthige Benehmen des Jünglings mit angesehen und auf der Stelle beschlossen, für ihn weiter zu sorgen.

Mäddin saß noch in seinen Gedanken vertieft, als der getreue Halil zu ihm in die Herberge trat. „Mein Sohn,“ redete er ihn an, „ich habe dich lieb gewonnen. Darf ich fragen, wer du bist und was du hier suchst?“

„Ich bin ein Aegyptier,“ antwortete Mäddin, „und suche in einer Handlung oder sonst irgendwo Dienste.“

„Bist du in den Handlungsgeschäften erfahren?“ fragte Halil weiter. „So wie es

ein Jüngling, der von seiner Kindheit auf dabei war, sein kann,“ antwortete Mäddin; „was ich noch nicht weiß, das getraue ich mir durch Eifer bald zu lernen.“ „Wilst du in meine Dienste treten,“ fuhr Halil fort, „so komm mit mir. Ich will dir keinen Lohn bedingen; du sollst mein Freund sein und ich werde für dein Glück sorgen.“ Mäddin erkannte in dem Antrage einen Wink des Himmels und folgte ungefümt seinem edelmüthigen Beschützer. Er wurde von ihm wie ein Sohn gehalten. Den Tag über arbeiteten sie zusammen in dem Waarengewölbe und des Abends erzählte Halil von seinen Reisen. Die Leichtfertigkeit mit welcher Mäddin alles begriff, seine Ergebenheit und Liebe erfreute den Alten, und er gewann ihn täglich lieber.

So waren ungefähr zwei Jahre vergangen, als Halil eines Tages sagte: „Lieber Mäddin, ich muß dich verlassen. Ein dringendes Geschäft, was ich aus Liebe zu dir schon einige Zeit aufgeschoben habe, nöthigt mich, eine Reise nach Indien zu machen. Ich weiß nicht, was mir auf dem weiten Wege begegnen kann und ob ich dich wieder sehen werde; denn ich bin alt und fühle, daß meine Kräfte abnehmen. Ich habe sonst keinen Freund, als dich; ich will deine bisberige Treue belohnen und dich zu meinem Erben einsetzen. Ich werde mit weniger Sorgen reisen, wenn ich weiß, was aus dir wird, wenn ich nicht wieder kommen sollte.“ Mäddin fiel ihm zu Füßen und hat ihn mit Thränen, sein Vorhaben aufzugeben. „Laß mich diese Reise machen,“ hat er; „ich bin jung und kann die Anstrengungen derselben und die Gefahren des Meeres leichter ertragen; ich werde deine Defekte eben so gut ausrichten, als wenn du selbst dort wärest!“ Allein Halil blieb bei seinem Entschlusse. Mäddin mußte mit ihm zum Richter gehen, wo er ein Testament niederlegte, in welchem er ihn zum alleinigen Erben seiner reichen Habe einsetzte, wenn er auf dieser Reise sterben sollte. Den andern Tag ging er zu Schiffe. Mäddin begleitete ihn bis an den Bord. Sie umarmten sich und Halil sagte heimlich: „Ich habe noch etwas vergessen, was ich

dir jetzt sagen will. In den vier Ecken unseres großen Gewölbes sind vier Urnen vergraben, von denen jede 400,000 Zechinen enthält. Dieser Schatz gehört aber nicht mir, sondern einem Kaufmann aus Indien, Namens Dnas, der ihn vor einigen Jahren bei mir niederlegte. Sollte dieser kommen und sein Geld wieder fordern, so gib es ihm ohne alle Bedenklichkeit zurück und benimm dich gegen ihn, wie gegen meinen besten Freund!“ Das Schiff fuhr ab; Aladdin rief seinem Wohltäter ein Lebewohl nach dem andern zu und sah ihm so lange nach, bis das Schiff aus seinen Augen verschwand.

Er wartete nun viele Monate lang auf Nachrichten von seinem Herrn, jedoch vergeblich. Er fragte alle Schiffsleute, die aus Indien kamen; ob keiner von ihm gesehen, keiner von ihm gehört. Endlich kam das Schiff, in welchem Halil abgefahren war, wieder zurück und brachte die Nachricht, daß er kurz nach seiner Ueberfahrt zu Surate gestorben sei. Aladdin glaubte es nicht eher, als bis ihm die mancherlei Sachen, die sein Herr mitgenommen hatte, von dem Schiffshauptmann wieder eingehändigt wurden. Er trauerte über seinen Tod, wie ein dankbarer Sohn über den Tod des geliebten Vaters trauert. Das Gewölbe, in welchem die Urnen stehen sollten, ließ er jeden Abend sorgfältig verschließen, sah aber niemals nach, ob diese auch wirklich da wären. Ueberhaupt that er, als ob er noch immer nur der Verwalter von den Gütern seines väterlichen Freundes sei, denn er sorgte so gewissenhaft für ihre Erhaltung und Vermehrung, als ob er heute oder morgen Rechnung hätte ablegen müssen. Halil war aber auch nicht gestorben; seine Reise war mit Dnas verabredet, um Aladdin auf die Probe zu stellen, ob er im Glück ebenso redlich und dankbar sein werde, als er es in seiner Armuth gewesen war.

Das Erste, was Aladdin auf die Nachricht von dem Tode seines Wohltäters that, war, daß er seiner armen Mutter und seinen verlassenen Geschwistern einen Beutel mit 500 Zechinen nach Kairo sandte. Allein das Geld kam mit der Nachricht wieder, daß die Familie des

verstorbenen Kaufmanns Iffidia bereits seit einem Jahre von Kairo weggezogen sei, ohne daß man sagen könne, wohin. Er glaubte, die Armuth habe sie gezwungen, die Stadt zu verlassen, und nahm sich vor, selbst in sein Vaterland zu reisen, um die Seinigen aufzusuchen, als eines Tages ein ehrwürdiger Greis zu ihm ins Gewölbe kam. Er schien ein Fremder zu sein, trug ein langes, weißes Kleid und einen langen, silbergrauen Bart. Er sah sich neugierig in dem Gewölbe um, ging wieder fort, kehrte aber bald um und that wie das erstemal.

„Ehrwürdiger Herr,“ redete ihn Aladdin an, als er zum drittenmale wieder kam, „du betrachtest mein Gewölbe so aufmerksam, als ob du etwas darin suchtest.“ Der Fremde gab ihm auf diese Frage keine Antwort, sondern erwiderte, daß er diesen Abend bei ihm zu speisen gedente, wenn er ihn als Gast aufnehmen wolle. „Du sollst mir willkommen sein,“ entgegnete Aladdin; „mein Haus steht jedem Fremden offen, um wie viel mehr einem solchen, dessen Besuch mir zur Ehre gereicht!“ Der Fremde grüßte ihn freundlich und ging fort. „Ist mir doch,“ sprach Aladdin bei sich selbst, „als ob ich diesen Mann kennen müßte. Täusche ich mich, oder habe ich Recht? Kleidung, Gang, Gestalt, Benehmen — Alles trifft zu. Es muß der Kaufmann sein, mit dem ich hierher kam. Wie war es nur möglich, daß ich ihn verkennen konnte!“ Er wollte ihm nachsehen, allein der Fremde war ihm aus den Augen.

Die Zeit ward ihm so lang, daß er schon vor Untergang der Sonne sein Gewölbe schloß, um selbst die nöthigen Anstalten wegen der Bewirthung des Fremden zu treffen. Als dieser endlich kam, so lief er ihm entgegen, küßte ihm ehrerbietig die Hand, nannte ihn seinen zweiten Vater und benetzte seine Hand mit Thränen. Der Greis ward gerührt; er umarmte den dankbaren Aladdin, nannte ihn seinen lieben Sohn und fragte, wie er ihn sogleich wieder erkannt habe, da er doch so viel älter geworden sei. „Ach, wie hätte ich meinen Wohltäter vergessen können,“ rief Aladdin aus, „ihn, der

den ersten Grund zu meinem jetzigen Glück geleget hat!“ Nun fing er an zu erzählen, was ihm seit ihrer Trennung begegnet sei, und weinte laut, als er des Todes seines verstorbenen Freundes Hallil gedachte. „Wenn er nur in meinen Armen gestorben wäre,“ rief er aus, „so hätte ich ihm für seine viele Liebe und Güte doch wenigstens die Augen zudrücken können! So aber starb er in einem fremden Lande, vielleicht verlassen und ohne eines Freundes Trost.“ Die Thränen träufelten dem ehrwürdigen Greise über die Wangen, als er Aladdin so klagen hörte; er drückte ihm die Hand und bat ihn, sich nicht so sehr zu betrüben. „Ich habe ihn recht gut gekannt, deinen redlichen Freund,“ sprach er; „er war auch der meinige, und unsere Freundschaft ist eigentlich die Veranlassung, daß ich dich wiedersehe. Ich pflege jährlich aus Indien hierher zu kommen, um meine Waaren an ägyptische Kaufleute anzusetzen. Ich bin hier sehr bekannt und heiße Dnas.“

„Wie?“ rief Aladdin, „du bist Dnas, der beste Freund meines Herrn, wie er dich nannte! Sei mir herzlich willkommen! Er hat mir dein Geheimniß vertraut; du wirst Alles finden, wie er es verlassen hat.“ „Aladdin kann sich nicht verleugnen,“ sprach der ehrwürdige Alte, mit einer Stimme, der man Freude und Rührung anhörte, „du bist der edle Jüngling geblieben, für den ich dich sogleich im ersten Augenblick erkannte.“

„Wolltest du mir eine Bitte gewähren, lieber Sohn?“ fuhr er nach einigem Stillschweigen fort, und hielt wieder inne. „Von Herzen gern,“ antwortete Aladdin, „befehl nur; was ich vermag, das soll geschehen.“ „Ich fange an, die Last des Alters zu fühlen,“ sagte der Greis; „ich sehne mich nach Ruhe und wünsche die wenigen Tage, die mir noch übrig sind, sorglos zu verleben. Ich habe keinen Sohn, der an meine Stelle träte, und wenn ich keinen Mann finde, der meine ausgebreitete Handlung übernimmt, so kann ich nicht ruhig sterben. Komm mit mir nach Surate, in mein Vaterland, lieber Sohn; wenn Reichthum und Ehre dich belohnen können, so gebe ich dir die Hand darauf,

du sollst mit dem alten Dnas zuriücken sein.“ „Was thäte ich nicht,“ erwiderte Aladdin, „um dir meine Dankbarkeit und Liebe zu beweisen! Ich bin schon dadurch reich belohnt, daß ich deinen Wunsch erfüllen darf.“

Aladdin schickte nun reiche Geschenke an den Richter von Kairo, mit der Bitte, seine Mutter und Geschwister aufsuchen zu lassen und ihnen den Beutel mit 1000 Zechinen, den er zu den Geschenken legte, einzuhändigen. Er schiffte darauf seine besten Waaren ein, verkaufte seine übrigen Güter und ging mit Dnas, der seine vier Urenen mitnahm, zu Schiffe. Nach einer kurzen Fahrt kamen beide glücklich in Surate an. Aladdin glaubte in den Palast eines Königs zu kommen, als ihn der Indier in sein Haus führte. Alles, was er sah, zeugte von Reichthum und Uebersuß. Er war der erste Vorsteher der gesammten Kaufmannschaft zu Surate und diese Würde gab ihm unter allen Kaufleuten der Stadt den höchsten Namen. Zwei Monate darauf gab ihm Dnas seine schöne Tochter, die einzige Freude seines Alters, zur Frau, und die Vermählung des glücklichen Paares wurde öffentlich gefeiert. Dnas hatte die ganze Kaufmannschaft und die Vornehmsten der Stadt dazu eingeladen. — Nachdem das Hochzeitmahl beendet war, trat ein alter Mann in den Saal, den fünf Jünglinge mit Hochzeitgeschenken begleiteten. Aladdin erkannte in dem Alten sogleich seinen Freund Hallil und in den Jünglingen seine fünf Brüder. Woher aber kamen diese? Dnas hatte einige Zeit nach dem Vorfalle mit dem Beutel ein Schiff nach Aegypten gesandt und die Familie des Issedia nach Indien holen lassen, wo er wie ein Vater für sie sorgte. Die Mutter wohnte neben seiner Tochter und die Brüder ließ er in der Handlung unterrichten. Aladdin weinte am Halse des alten Hallil, küßte seine Brüder und fragte, ob seine Mutter noch lebe; sie wurde hereingeführt. Welche Freude, welche Seligkeit! Er entwand sich ihrer Umarmung, umfaßte die Kniee seines Wohlthäters und weinte von neuem, denn neben konnte er nicht im Drange seiner Gefühle. Die

ganze Versammlung war innig gerührt, und Jeder fühlte, daß es keine höhere Glückseligkeit gebe, als die Freude des Wohlthuns und der Dankbarkeit.

Das sonderbare Gebet.

Ein Missionar auf den englischen Kolonien ging eines Tages an einem Schulzimmer vorüber, in welchem er einen jungen Negerclaven beten hörte. Das Gebet lautete also: „O Herr Jesus, ich danke dir, daß du ein großes Schiff in mein Vaterland geschickt hast, und in dem Schiff schlechte Menschen, mich weg zu nehmen und hieher zu bringen, damit ich konnte hören reden von dir, und lernen dich zu lieben. Und jetzt, Herr Jesus, habe ich dich noch zu bitten um eine große Gnade. Ich bitte dich, schicke andere böse Menschen auf einem andern großen Schiff, daß sie meinen Vater und meine Mutter auch wegnehmen und in dieses Land bringen, damit sie auch die Missionare hören und dich lernen lieben.“ — So betete das schwarze Kind. Einige Tage nachher sah der Missionar das Kind am Ufer des Meeres, wie es seine Blicke unverwandt auf die hohe See hinaus richtete und die ankommenden Schiffe mit seinen Augen verfolgte. „Nach was siehst du, Thomas?“ sagte der Missionar zu ihm. Die Antwort war: „Ich sehe, ob Jesus mein Gebet nicht erhört habe.“ Zwei Jahre sah man das Kind Tag für Tag, so wie es frei hatte, am Ufer Wache halten, und jedes ankommende Schiff beobachten. Eines Tages endlich sah es der Missionar leuchtend vor Freude zurückkommen und über sein großes Glück jauchzen. „Nun, Thomas, was macht dir so viel Freude?“ sagte er. „O, Jesus hat mein Gebet erhört,“ rief es, „mein Vater und meine Mutter sind mit diesem Schiffe angekommen.“ — Wirklich hatte Gott das einsältige Gebet des Kindes erhört.

Der Negerknabe.

Ein armer schwarzer Knabe, das Eigenthum eines Clavenhalters in Süd-Afrika, hatte von dem Predigen der Missionare gehört, und fühlte ein starkes Verlangen zu ge-

hen und zu hören von Jesus Christus. Um zu diesem Zweck zu gelangen, schlich er eines Abends heimlich hinweg. Aber da er unter den Fenstern des Hauses vorbeigehen mußte, bemerkte ihn sein Herr, und rief: „Wo willst du hingehen?“ Der arme Burische kehrte mit Zittern zurück, und sagte: „Mich geben zu hören die Missionare, Herr.“ „Die Missionare zu hören, so? — wenn du dorthin gehst, so erhältst du neun und dreißig Peitschenhiebe und wirst in Eisen gelegt.“ Mit einem traurigen Blicke erwiderte der arme Schwarze: „Mich sagen, Herr, mich sagen dem grossen Herrn.“ — „Sagen dem grossen Herrn, was meinst du damit?“ erwiderte der Gebieter. „Mich sagen dem grossen Herrn, dem Herrn im Himmel, daß mein Herr zornig war über mich, weil ich wollte gehen und hören sein Wort.“

Sein Herr war darüber ganz bestürzt, entfärbte sich, und nicht im Stande seine Empfindungen zu verbergen, eilte er hinweg und sagte: „Geh' fort und höre die Missionare!“ Der arme Knabe machte mit Freuden Gebrauch von dieser Erlaubniß. Inzwischen wurde das Gemüth des Herrn unruhig und schwer. Er war nicht gewohnt, daran zu denken, daß er einen Herrn im Himmel habe, der seine Handlungen wisse und beobachte; und endlich entschloß er sich, seinem Claven zu folgen und zu sehen, ob irgend Friede für seinen beunruhigten Geist zu erlangen wäre. Er schlich sich, ohne beobachtet zu werden, herbei, stahl sich in eine heimliche Ecke hinein, und horchte begierig den Worten des Missionars zu.

An diesem Tage hielt Missionar Kicherer eine Ansprache an die Eingebornen über die Worte: „Liebest du mich?“ — „Ist kein armer Sünder da?“ sagte er, „der diese Frage beantworten kann? keiner, der es wagt zu bekennen?“ Hier konnte sich der arme Clavenknabe nicht länger enthalten, sprang auf, hielt seine beiden Hände empor, während ein Strom von Thränen seine Wangen herabrollte, und rief aus mit Heftigkeit: „Ja, Herr, mich lieben den Herrn Jesum Christ, mich thun ihn lieben, mich lieben ihn von ganzem Herzen.“ — Sein Eigenthümer war jetzt noch mehr erstaunt, und kehrte heim, überzeugt von den Segnungen, welche das Evans-